II. Jahr. Heft 6.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Laotse und ich / Karl Berger: Abendglück / Hugo Neugebauer: Gewitter / Richard Smekal: Schnitterspruch / Hartmann: Brixner Chronik VIII (Phantasie in den Hundstagen) / Achtung vor dem deutschen Dichterwort / Karikaturenfolge 30: Max von Esterle: Pacificus Kaßlatterer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. August 1911. Heft 6.

Laotse und ich / von Carl Dallago.

Die österliche Zeit muß mir verzeihen, daß ich nicht ganz in sie aufgehe wie in ein Weib, das ich liebe. Ich bleibe ihr zugetan mit allen Kräften meines Seins, — ich fühle das schwere Frühlingshafte ihres Wesens mich durchtränken, und mein Geschlecht ist unruhig dabei und abenteuerdurstig. Doch es muß noch zuwarten. Etwas aus einem Buch ruft mich nochmals zur Wehr auf — zur Abwehr. Und es ist im Grunde auch ein Geschlechtliches, was ich schirme, — ein von den unsichtbaren Tiefen des Geschlechtes Ausgelöstes, ein von ihm Geborenes. So fühle ich es; so fühle ich dies Geborene selber wie ein Geschöpf — wie ein reifes Kind von wundersamer Schönheit und Tiefe und von einer Wirkung, die mich fast überwältigt. Dabei mir so verwandt dem Grundwesen nach, als wäre es etwas, von dem Weibstum in mir selber geboren. Und ich sehe es mir vorgeführt, wie ein forschender Intellekt daran seine knöchernen Finger legt und bei der Anfassung noch immer nicht fühlt, was für ein herrliches blühendes Leben er in den Händen hält. Aber darf man denn auch fühlen mögen bei wissenschaftlichen Berührungen? — Und wenn wirklich nicht, dann können derlei blühende Dinge auch nicht für solches Anfassen geschaffen sein! — —

Man hört hier den Vorwurf und Groll heraus, den meine Tonart beherbergt. Und es ist so: Beides ist in mir losgebrochen, verursacht von der Abhandlung „Soziologisches" von Dozent Doktor jur. Harold Gutherz, Tsingtau, die Richard Wilhelm seiner verdienstvollen, wenn auch nicht immer geglückten Übertragung des Taoteking

„Vom Sinn und Leben" noch mitgab. Was der Herr Jurist über Laotse, den Schöpfer des Taoteking, sagt, ist nicht immer unrichtig, aber wie er es sagt, ist mehr als unrichtig. So begünstigt vielleicht ein Professor einen tüchtigen Hörer, ein Fachmann einen Dilettanten, ein vermeintlicher Kulturhöhenmensch einen Hervorragenden einer niedrigeren Kultur, ein eingebildeter Unweiser einen wahrhaft Weisen.

Es liest sich in der soziologischen Abhandlung über Laotse: „Wir können ihm nur nahekommen, wenn wir ihn — — als den klugen Alten auffassen, der viel gesehen und wohl noch mehr gedacht hat. — — Freilich ist der Alte manchmal verschrullt — das kommt vom vielen Denken — aber nimmt man ihn schon, wie er ist, so gehört er noch durchaus in jene wohl unerreicht schöne Zeit chinesischen Altertums, in der man ohne die Qualen hochgezüchteter Zivilisation in milden, feinen Sitten sich seines Lebens freute und auch in weitem Umkreis alle anderen sich ihres Lebens freuen ließ. — — Kung ist sicher lebensfremder als Laotse, dem wir ruhig — trotz aller Mystik — als gutem klugem Alten nahen wollen.

„Es schien mir durchaus notwendig, vorerst in obiger leichter Form die Grundlage zu einer Stimmung zu geben; denn wir können keinem chinesischem Werke gerecht werden, wenn wir es nur mit den scharfen Werkzeugen unsres westländischen wissenschaftlichen Betriebes bearbeiten. — — In China ist niemals eine Logik ausgebildet worden. — Widerspruchslosigkeit ist von solchen Produkten nie in dem Maße zu erwarten wie von solchen „westländischer" Provenienz. —

„Das „Handle nicht" bildet bei Laotse — regelmäßig den Vordersatz eines hypothetischen Gefüges der Art wie „Wenn man nicht handelt", und es folgt dann ein mit „so" einzuleitender Satz nach. — — Es handelt sich um verallgemeinerte Erfahrungen auf dem Gebiete gesellschaftlichen Lebens. Das gibt uns Einblick in den Grundcharakter von Laotses Gedanken. Es sind in allererster Linie soziologische Gedanken, das heißt einfach Aufstellungen des notwendigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung im Gebiete der menschlichen Gesellschaft. Ich will durchaus nicht behaupten, daß Laotse sich selbst

darüber klar war, — — wesentlich Soziologe und nicht Ethiker, bzw. Politiker zu sein . . — — Wollten wir Laotse als Ethiker auffassen, so wäre er hiernach ein besonnener Hedoniker . . — — Ganz anders steht es, wenn wir ihn als Soziologen aufdecken. — — — Der Grundgedanke der sogenannten soziologischen Rechtsschule (Gumplowicz), daß die Gesellschaft in Herrscher und Beherrschte zerfalle, hat die Wahrheit des von Laotse zuerst — — — vertretenen Satzes zur Voraussetzung, daß jedes gesellschaftliche Verhältnis zwei sich konträr verhaltende Menschen verlange. Nach Erkenntnis dieses einfachen Grundsatzes wird wohl plötzlich der Sinn des mystisch anklingenden Nichthandelns völlig klar. Es ist dabei nicht etwa daran zu denken, daß die Menschheit tatenlos verhungern solle, sondern daran, daß bei genügendem Vorhandensein konträren Verhaltens die Gesellschaft sich in Ruhe, in der Stille, in Ordnung befinde. — — — Als echter negativer Anarchist hat Laotse erkannt, daß die Beeinflussung des gesellschaftlichen Zustandes von dem einzelnen Gesellschaftsmitglied nicht anders als durch Arbeit in seinem Innern geschehen könne."

So hört sich wohl das Wesentlichste der Abhandlung, die nach Meinung ihres Verfassers „Laotses Gedanken über die menschliche Gesellschaft" erläutern soll. Daß dem Verfasser die Abhandlung ein „mit vielen Fehlergrenzen behafteter" Versuch ist, mildert mein Urteil über ihn. Ich halte mich nun vorerst an den letzten Satz des Gehörten, der mir mehr, als er aussagt, zu verschweigen scheint. Wie verdient Laotse die Bezeichnung Anarchist — wenn auch eines negativen? Sie paßt gewiß nicht für Laotse als Soziologe; sie paßt für ihn aber seines Erkennens wegen: daß nur der Einzelne durch Arbeit in seinem Innern sich selber wie die Gesellschaft heben könne. Ein völlig antisozialer Gedankengang, der — wie jedem wahrhaft Mensch gewordenen Menschen — auch Laotse eignet. Aber der Herr Jurist und Soziologe will einen antisozialen Künstlermenschen von Geblüt, entstammend dem alten China, dem verfahrenen Karren moderner Soziologie als Zuggaul vorspannen. Und es wird von ihm versucht, die verborgenen Kräfte der Schöpfung des chinesischen Weisen hervorzuzerren und sie gefügig zu machen seinem soziologischen Vor-

haben, ohne dabei zu verspüren, wie diese Kräfte zusammenschrumpfen und eingehen vor solcher rechtswissenschaftlicher Anfassung und Deutung.

Gewiß wirkt das Antisoziale ins Soziale, — es mag zuletzt sogar als das eigentliche Soziale wirken, aber es hat anderen Ausgangspunkt und anderen Gesichtspunkt. Es ist Gegner des Gesellschaftlichen als einer Macht, ohne auf dieses, als ein Menschliches, gegnerisch zu wirken. So wirkt ein dem Übel Gegnerisches an einem Ding noch lange nicht übel auf das Ding. Und das Gesellschaftliche ist wie das Übel, und das Menschliche ist das Ding. — So empfinde ich es. So verspüre ich es auch an Laotse; und wenn sich der je über die menschliche Gesellschaft Gedanken machte, waren es sicher nicht „soziologische." Er gestand sich höchstens: daß diese Gesellschaft wenig oder nichts tauge und ersah sein Heil und das Heil der Menschen in der Einkehr bei sich selber — in der Rückkehr zum Menschen.

Ähnlich wird Laotse in diesem Punkte von Richard Wilhelm erfaßt, der in seiner sympathisch berührenden Einleitung sagt: „Auch in späterer Zeit ist gar mancher — — durch die Schläge des Lebens zur Selbstbestimmung gebracht worden — — und hat in den Zeilen des Taoteking eine Deutung gesucht für seine Erfahrungen. — — In — — Vergeinsamkeit hat schon mancher hohe Beamte, der gescheitert ist im Getriebe der Parteien am Kaiserhof, seinen Frieden gefunden in Betrachtung der reinen Natur und in der Beschäftigung mit den Sprüchen des Taoteking." — Es läßt gewiß nicht zu, dem Taoteking Soziologisches zu entnehmen. Laotse steht immer abseits aller Soziologie.

Auch das andere, was Herr Dozent Gutherz vorbringt, sitzt nicht besser. Die Versicherung, daß Laotse nicht meine, „daß die Menschheit tatenlos verhungern solle", mag von sich entfernen. Der Tauglichkeit einer Hörerschaft, die immer angenommen werden muß, traut man nicht die Möglichkeit einer unmöglichen Annahme zu. — Es ließe sich weiters dem Herrn Juristen sagen: daß die leichtfaßliche und verständlichste Form die schwerste ist — das Reifste, gerade wenn man Bedeutendes zu sagen hat, und daß die scharfen Werkzeuge

„unseres westländischen wissenschaftlichen Betriebes" völlig versagen, wo es gilt in ein inneres Leben einzudringen. Auch noch: daß, wo die Natur redet, alle Logik verblaßt. Und daß demnach die größte Widerspruchslosigkeit nicht von Produkten der Logik, sondern von Schöpfungen der Natur — also von künstlerischen Schöpfungen zu erwarten ist. — Auch täte man dem „klugen Alten" Unrecht — sogar an seiner Klugheit —, ihn in eine „unerreicht schöne Zeit chinesischen Altertums" hineinzustellen. Es machte seine Abkehr und Einkehr sinnlos. Es war aber eben anders. Auch hier erkennt Richard Wilhelm zutreffender: „daß Laotse — — sich in dem Strom des damaligen Lebens, da die Leute alle so stolz darauf waren, daß sie es so herrlich weit gebracht, zeitweise vereinsamt fühlte, dieses Los teilte er mit anderen selbstständigen Denkern aus allen Zeiten, und es scheint ihm ja auch nicht besonders schwer gefallen zu sein, sich mit diesem Schicksal abzufinden."

Was ich zuletzt an Herrn Gutherz besonders ausstelle, ist sein Mangel an Ehrfurcht vor dem weisen Alten. Dieser Mangel beruht auf Mangel an Verständnis. Dem Intellektmenschen und Soziologen erscheint Laotse als „kluger Alter." Doch Klugheit ist höchstens ein Kraftmaß des Schwachen. Laotse ist ein Innerlich-Machtvoller. Als solcher entbehrt er leicht aller Klugheit. Wer ihn nur für klug nimmt, schaut ihn äußerlich. Diese Veräußerlichung besiegeln auch die Worte, die versprechen, Laotse — „als gutem klugem Alten" — nahen zu wollen „trotz aller Mystik."

Damit bin ich aber auf dem Punkte angelangt, wo meine eigene Annäherung einsetzt. Ich nähere mich Laotse, dem Mystiker. Diese Annäherung will ich nach Vermögen kundtun.

* * *

Gegen Ende seiner Einleitung zitiert Richard Wilhelm:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen."

Daran knüpft er aus eigenem: „Etwas von der Not, die in diesen Versen ausgesprochen ist, hat auch Laotse zu erfahren gehabt. . . . . Dem Wirklichen wohnt eben tatsächlich ein irrationaler Rest inne, der sich denkend nicht erfassen läßt. Vielleicht ist eben dieser irrationale Rest der Daseinsgrund alles Individuellen. . . . . Wir dürfen von Laotse nicht erwarten, daß ihm gelingt, was keinem Philosophen vor ihm oder nach ihm gelungen ist: daß er mit dem Denken bis in die Wirklichkeit hineinreicht. Immerhin sind die Hilfslinien interessant, die er zieht, um die Richtung anzudeuten, in der der Sinn sich auf das Wirkliche zu bewegt."

Hier schaue ich Richard Wilhelm im Grundgedanken — nicht in den Einzelheiten — auf völlig falscher Fährte. Und falls sie sein Wesentlichstes begeht, wird dadurch auch manches bedenklich, was er uns erläutert. Ein „irrationaler Rest" am Wirklichen beirrt ihn schon. Ich denke: Ja, wenn das Irrationale nur Rest wäre am Wirklichen, könnte es einen beirren. Aber die Wirklichkeit ist irrational, und nur ein Rest an ihr läßt sich rational erfassen — vielleicht das Belangloseste. Das gibt den Dingen und Vorgängen ein völlig anderes Aussehen und Ansehen — eine völlig andere Wertung. Es weist auch einen anderen und wichtigeren Platz allem Individuellen an und verlegt in dieses allein alle Lösung der Dinge. (Ähnliches, als Vermutung, spricht auch Richard Wilhelm aus, wenn er sagt im Hinblick auf unlösbare Fragen: „— die vielleicht überhaupt nicht anders als durch den Willen jedes Einzelnen für ihn zu lösen sind." Doch fügt es sich ihm weniger ein, da sein Grundgedanke der Bedeutung des Individuellen als eines Irrationalen eben nicht gerecht wird.) Es erhebt auch das Denken zur Wirklichkeit und macht es zum Erleben und Leben.

So ein Denken als Erleben und Leben wächst sich aus der Wirklichkeit heraus wie das Gezweig aus einem Baumstamm. Wie sollte es nicht in die Wirklichkeit hineinreichen? — So ein Denken zieht Tun und Lassen mit sich fort wie ein Strom seinen Wellengang und gestaltet so den ganzen Lebenslauf. — So ein Denken ist schöpferische Tat und langt hinein in alle Verrichtungen des Lebens und regelt und färbt die Vorkommnisse von außen her, auch ohne sie

bewegen zu können. — So ein Denken spricht nichts mehr von der Not in sich aus, falls es auch von seinem Gotte noch aussagte: „Er kann nach außen nichts bewegen." — So ein Denken bewegt und bewehrt das eigene Ich so, daß es von außen her nicht mehr bewegt wird. — So ein Denken birgt der Taoteking Laotse's. Deshalb sehe ich auch in dieser Schöpfung von Laotse nicht nur Hilfslinien gezogen, die die Richtnng andeuten, „in der der Sinn sich auf das Wirkliche zu bewegt", sondern ich schaue in ihr ein Erlebtes untergebracht, das aufdeckend in verhangene Wirklichkeiten hineingreift. — Und nun treibe ich in meinem eigensten Fahrwasser dahin.

Es ist natürlich, daß man sich den Taoteking nicht ohne weiters durch Lesen aneignet. Ich besitze das Werk kaum einige Wochen, ich habe es noch nicht einmal zuende gelesen. Von früher her kannte ich nur den zwanzigsten Spruch. Aber was ich aufschlage, wirkt auf mich zumeist wie ein längst Vertrautes. Und wo mir etwas ferner rückt, merke ich bereits, warum es sich heute noch von mir entfernt. — Es will alles seine Weile — besonders die völlige Reife. Und ein Alter ist an Reife reicher als ein Jüngerer. Und unser einem vom Gebirge her wird vielleicht erst spät der Reichtum der vollen Reife; er ist dafür umso schwerer und dauernder, wie eine Gebirgslandschaft ja auch schwerer und dauernder als eine Stadt ist. So mag es bei unser einem auch größere Weile brauchen bis zu seiner Vollendung, falls man es überhaupt dazu bringen sollte. Es verhindert einen aber nicht, das Verwandtschaftliche auch einem Vollendeten gegenüber zu verspüren und darzutun.

Schon mein „Buch der Unsicherheiten" machte sich zur Gegnerschaft alles Allzu-Bestimmte und Bestimmende von außen her. Das bringt mich bereits in Verwandtschaft zu Laotse. Einzelheiten des Buches heben diese Verwandtschaft noch mehr hervor. So, wenn ich darin eingestehe, daß ich dahin gekommen bin: nicht mehr zu tun, sondern mit mir tun zu lassen. Es enthält bereits das Grundmotiv des Taoteking: das Motiv des Nichthandelns. Als ich es niederschrieb, kannte ich noch keine Zeile Übertragung eines fernöstlichen Textes. Es bildete sich von selber in mir aus — es wuchs

aus mir heraus, etwa wie ein Gesproß an einem Baum. Es läßt zu, daß ich irgend einen gemeinsamen Grundinstinkt in Laotse und mir vorhanden annehme. Oder: ich bin bereits Mensch genug geworden, um dem Menschentum Laotse's verwandt begegnen zu können. So muß ich denken. Und unbekümmert gebe ich nun meine Deutung seinem „Nichthandeln." Es ist ja Erlebtes.

Wer zu diesem Nichttun oder Nichthandeln findet, muß die Gesellschaft und was ihr inne wohnt als Richtmaß aus den Augen verlieren. Sie ist es, die einem alles Tun aufzwingt, bis man zu sich selber wach wird. Da wird sie das Trügerische — das Abgelegte — das Unmaßgebende allerorts. Nicht der verfallene Mensch wendet sich enttäuscht von ihr ab, sondern der zu sich erwachte und sich ausbreitende Mensch bricht aus ihr aus wie aus einer beengenden Hürde oder zwingerhaften Umzäunung. Für so einen Menschen gibt es nicht mehr „Herrscher und Beherrschte", auch nicht „positive Gewaltregung", die „negativer Gewaltregung" harrt (seine Wahrnehmung wenigstens ist nicht auf derartiges gestellt, das sich unbeobachtet und ungeregelt am besten finden und austragen mag) — für so einen Menschen gibt es nur mehr Beherrschte — nur mehr Geführte, und er macht den Wert und den Rang der Beherrschten — der Geführten abhängig von der Beschaffenheit des sie Beherrschenden — des sie Führenden. Und das Wesentlichste: Er macht das Herrschen der Beherrschten abhängig von dem Aufgehen in das Beherrschende. — Er erkennt zuletzt das große Eine, Ewig-Unerkannte im Dasein und in sich als das einzig Herrschende an. Sich eins wissen mit ihm, — sich eins fühlen mit diesem Unerklärbaren wird der Urquell alles Nichttuns — wird der Quell des Herrschens der Beherrschten. Es nimmt eben allem Tun den Charakter eines Tuns: es entfernt von ihm das Zweckliche. — Wie sollte man auch einen Zweck tun wollen, wo man keinen Zweck erkennt? Und wie sollte man einen Zweck erkennen, da man nichts zuende erkennt? — Und man erkennt nirgends zuende. Deshalb: „Des Zwecksinns entraten!" Es macht eigentlich ein Tun erst frei. Es löst jene Willigkeit aus, die ein Tun von uns zu einem Tun mit uns macht und uns am Nächsten und Nahen genügen läßt.

Unser Tun wird so ein Mit-uns-tun-lassen — das Tun ein Nicht-tun: — ein Tun, das unsrem Wachstum und unsrer Ausbreitung nicht mehr dawider strebt durch zweckliches Handeln. Das ist mir Laotse's „Nichthandeln" oder „Nichttun!"

Ich denke weiters: Laotse sich nähern, heißt: wahrnehmen, daß er lebte, was er lehrte. Seine Lebensführung gebar ihm sein Denken, und dieses festigte wiedrum seine Lebensführung. Es wird ein gegenseitiges Abgeben und Aufnehmen. So ist er ungeheuer weit mit sich gekommen: so ist er völlig zu sich gekommen — zum Unbegreiflichen — zum Rätselhaftesten in sich. Es verbindet ihn mit allem Rätselhaften im Dasein. Es macht den Willig-Beherrschten zum Herrschenden. Es eröffnet ihm das Endlose der Wirklichkeit. Er begeht diese Wirklichkeit: es macht ihn zum Mystiker. Er hat Anschluß gefunden: er hat „Tao" in sich.

Denn Tao bedeutet mir das Einigende. Ihm zugrunde liegt das Anschlußfinden — der Anschluß. Er ersetzt alles; ja er macht es nicht einmal nötig, daß etwas ersetzt wird. Mit Tao ist alles in einem vorhanden. Wollte man die Goetheischen Verse auf jemanden anwenden, der Tao in sich hat wie Laotse, sie müßten lauten:

„Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Ihn kann von außen nichts bewegen."

Denn Tao betätigen ist wie einen Höhenzustand der Seele spiegeln, darin die Not nicht mehr Halt findet. Der Anschluß verwehrt ihr den Raum. Der Anschluß ist wie ein Gefühl — wie ein Getön, das einen in ein Urgefühl — in ein Urgetön einmünden läßt. Sein Rauschen — seine Macht begräbt die Begebnisse des äußeren Lebens. Wer den Anschluß hat, erlangt seine Unabhängigkeit und völlige Freiheit. Er ist aus den Engen und Verhangenheiten des Lebens wie aus einer Verschüttung heraus. Er empfängt alles vom Anschluß. Er erweist sich als Ärmster noch als Reichster — als Unterster noch als Höchster — als Ausgesetzter noch als Eingesetztester — als Verrufener noch als der Berufene. Er kennt kein Erstreben mehr und

keine Ziele. Die Ehrungen oder Verunehrungen der Menschen beschäftigen — ja erreichen ihn nicht; ihn beschäftigt nur der Anschluß: — Das bedeutet mir „Tao haben." Und ich glaube, daß „Anschluß" den Begriff Tao erfüllender gibt als „Sinn."

Der Begriff „Tao" oder „Tao haben" ist (wie mir scheint) bei Laotse das Entscheidende. Daran knüpft sich das Wirkende — das Wirken, das für mich im Worte Te zum Ausdruck kommt dem Sinne nach, wie ich ihn aus der Übertragung höre. Dieses Te mit Leben decken zu wollen, verneint im allgemeinen mein Empfinden, eher noch mit „Kraft", die ja allem lebendigen Wirken zugrunde liegt. Kraft in dem Sinne, wie sie dem Tun Jesu eignet — seinen „Taten der Kraft." Doch mag der Begriff Te von Spruch zu Spruch ein schwankender werden und das einemal mit Kraft, das andremal besser mit Leben gedeckt sein. Im allgemeinen aber bleibt es das Wirken, was er ausdrücken soll. Und so sei hier gleich gesagt: daß ich den „Taoteking" das Buch „Vom Anschluß und Wirken" nennen möchte anstatt „Vom Sinn und Leben". (Auch der Übersetzer will gewissenhaft „Sinn" und „Leben" nur als beiläufigen Ersatz gedacht wissen für die chinesischen Begriffe Tao und Te und motiviert seine Wahl für „Sinn" mit einer Stelle aus „Faust" und seine Wahl für „Leben" mit einer Stelle aus dem Johannesevangelium.)

Im allgemeinen dünkt mich: es wird noch eine Weile dauern, bis deutsche Übertragungen den Inhalt des Taoteking in völlig erfüllender Weise wiedergeben. Denn nur den chinesischen Text zu entziffern, reicht hiefür nicht aus; es verlangt mehr. Es verlangt vom Übersetzer die nötigen Anklänge zu Laotses Menschentum, dem heute unsre Gelehrten und Forscher gewiß nicht nahe genug stehen. Der Zunftgelehrte von heute ist gewöhnlich als Nur-Intellektmensch auch Verfallsmensch. Sein Schauen ist zu sehr auf Zweckliches gerichtet, das immer einem Zusammenstehen — einer Menge Vorschub leistet. Er hat die Menschennatur als solche bereits aus den Augen verloren.

Wer Laotse fruchtbaren Boden entgegenbringen will, muß vorerst sich der Natur in sich und die Menschen ihrer Menschennatur wieder zurückzugewinnen suchen. Er muß den Glauben aufbringen, daß jeder

Mensch seine Gesetzlichkeit — seine Regelung in sich trägt, wenn er erst genug Mensch geworden ist. Daß alle Gesetzlichkeit von außen her solcher Menschwerdung nur im Wege ist. Daß Gesetze und Strafen solche Menschwerdung verhindern und unterdrücken. Er muß das alles in sich aufbringen können durch ein Hineinsehen und Hineingehen in sich. Er muß fühlen lernen, daß ohne äußere Gesetze und Strafen mit sich auszukommen ist — eben nur ohne, und er muß das auch auf andere übertragbar finden. Es ist sein Optimismus. Das heißt: er ist wahrhaftester Anhänger seiner Menschennatur ohne Klausel — ohne Vorbehalt. Er nimmt, was in ihr ist, als das Richtige — als das Gute an, ohne erst zu fragen, ob es einem auch nützlich ist. (Die Frage nach Nützlichkeit ist vielleicht das erste Scheitern an sich selber.) So glaubt er nicht nur, daß Herrscher „ganz ohne Strafen auszukommen wußten", sondern weiß: daß ohne Strafen mit sich und anderen auskommen, erst Herrschen ist.

Wer soweit ist, braucht sich Laotse nicht mehr zu nähern, weil er ihm bereits nahe genug ist. Er kann und darf sich seiner Schöpfung hingeben wie ein Weib dem Geliebten, — er darf sich von ihm auch befruchten lassen. Ein in ihm Vorhandenes findet so vielleicht eher seine erfüllende Form.

So mag es auch mir ergehen, der ich Laotse nahe stehe aus Eigenem. Vielleicht schon nahe bis zur Empfängnis. Ich weiß als Künstlermensch mein Empfangendes bei ihm nur Starkem ausgesetzt und vor allem Dauernden. So mag mir der Liebesgenuß auch Schöpferisches von Bestand verheißen. Und vorläufig genüge ich mir mit diesem Verheißen.

* * *

Man ist jetzt mehrfach an der Arbeit, Laotse auszugraben und ihn den Menschen von heute zugänglich zu machen. Man macht damit vielleicht auch uns den Menschen zugänglicher, die wir uns selber ausgegraben haben aus den zeitlichen Verschüttungen der Bräuche — der Satzung — der Sitten. Die wir die Menschennatur ausgegraben haben und sie nun vor uns sehen als das Machtvollste im Dasein

an Wuchs — an Verzweigung — an Verwurzelung, die ihre Verankerung ist, — als das Unübersehbarste.

So ein Ausgraben erschöpft einen zuweilen bis zum Zusammenbruch, besonders wenn man als Erster die Arbeit tut. Nietzsche ist bei solcher Arbeit zusammengebrochen — er, der im Niederreißen, Abtragen und Wegräumen bei den Deutschen Erster und schöpferisch war wie keiner vor ihm. Er brachte aus langem Begrabensein gleichsam die ersten Fresken stückweise wieder zum Vorschein, die das Bild der Menschennatur noch ursprünglich und stark bringen. Er entfernte die Übertünchungen falscher und verfallener Kulturen und stieß so auf diese Bildteile, wie man da und dort noch zuweilen auf Bilderreste stößt, die das wahrhaft Menschliche und Natürliche dartun, wenn man Übermalungen entfernt.

So sehe ich auch durch Nietzsche Wege frei gemacht, die zu Laotse führen mögen. Und unsere Zeit, unsere Menschenart bringen es vielleicht mit sich, daß man sie begeht und zuletzt noch bei Laotse anlangt. Laotse ist für die Menschennatur wie ein vergangener großer Feiertag — wie eine vergangene höchste Erfüllung. Nietzsche dagegen das Vollbringen einer Tat, die Wege frei legte zu neuen großen Feiertagen — zu neuen höchsten Erfüllungen. Damit habe ich ein Weniges berührt, das mir die Beiden in Verwandtschaft bringt.

Schließlich denke ich noch: daß ein Längst-Vergangenes in der überkommenen Form — und mag es höchste Erfüllung bergen — einer Gegenwart und Zukunft nicht mehr völlige Erfüllung sein kann. Aber es führt vielleicht Erfüllendes herbei, indem es ein Menschentum mit jenem Geiste erfüllen hilft, der Erfüllung auszulösen imstande ist. Er mag in einen hineinkommen wie eine Befruchtung; das eigene Menschentum aber — die Persönlichkeit — die eigene Wesensart bleibt immer das Gebärende. Und erst ein auf solche Weise Neugeborenes ist vielleicht einmal berufen, wieder zu erfüllen. — —

Vielleicht ist auch meinem Schaffen in mancher Hinsicht einmal noch Erfüllendes beschieden? — Ich geize nicht danach; ich suche es nicht. Es ließe sich durch Suchen auch nicht finden, es muß aus

einem herauswachsen. — In starken Stunden jedoch gehe ich guter Hoffnung wie ein junges befruchtetes Weib.

Wenn ich vorfinde, wie ich junger Abendländer dem alten Chinesen, der den großen Anschluß hatte, in entscheidenden Punkten gleiche, erfüllt mich tiefer Genuß, und eine Sicherheit steht in mir auf, die meiner Art die Geratenheit nicht mehr vorenthält. Das Verheißende in mir tut gleichsam Flügelschläge, wenn ich Dinge sehe, wie er sie sieht, — wenn ich zum Beispiel den Verfall auch dort sehe, wo er ihn sieht, entgegen der Anschauung des Intellekts und der Menge, die dort noch Wachstum und Entwicklung vermeinen. — Wie vertraut, wie meinem Boden entsprossen, ist mir sein achtzehnter Spruch! So höre ich ihn: „Verfall.

Der große Anschluß ward verlassen:
so gab es Sittlichkeit und Pflicht:
Klugheit und Einsicht kamen auf:
so gab es die großen Lügen.
Die Blutsverwandten wurden uneins:
so gab es Kindespflicht und Gebot.
Die Reiche erließen Gesetze und Strafen:
so gab es Verwirrung und Unordnung. —"

In der Richard Wilhelm'schen Übertragung steht: „Verfall der Sitte"; „Sinn" anstatt Anschluß; „Erkenntnis" anstatt Einsicht; „Liebe" anstatt Gebot; und die zwei letzten Zeilen lauten bei ihm: „Die Staaten kamen in Verwirrung und Unordnung: so gab es treue Diener."

Also sehr abweichend! Es ließen sich aber meine zwei Zeilen als erläuternde Einschaltung denken; ihr Gedanke ist sicher Laotse eigen. Auch deutete ich schon an: ich zweifle, ob die Übertragung trotz aller Gewissenhaftigkeit immer das Erfüllende im Sinne Laotse's trifft. Und so bekam ich Lust, sie so zu handhaben, daß sie mir dartun sollte, was ich als das Wesentlichste an Laotse im gegebenen Falle empfinde. Nicht anderen Grund und auch kein Recht hat meine freie Abänderung. Es ist freies Tun meiner vermeintlichen Wesensverwandtschaft mit Laotse, die jedoch gewiß Niemand anzuerkennen braucht.

Und jetzt vergegenwärtige ich mir noch den Alten, wie er sein Reich verließ: Nicht freudvoll, doch ohne Gram, — gebeugt vielleicht von den Jahren und Lasten des Lebens, sonst ungebeugt, — kein Freund von Sittlichkeit und Pflicht oder Gebot, noch von Klugheit und Einsicht, die die großen Lügen im Gefolge haben, — Gesetzen und Strafen ausweichend und sie als das Verwirrende und Unordnende eines Reiches ansehend, und niemals ein treuer Diener sein wollend noch sein könnend solcher Unordnung und Verwirrung. Bewahrt vor solchem Dienen von besserer Treu: von Treue zu sich selber und zur natürlichen Ordnung der Dinge. So alles verlassend und alles aufgebend und doch kaum fühlend, daß etwas verlassen und aufgegeben wird. Von außen her durch nichts mehr bewegt werdend. Einzig dem großen Anschluß ergeben und hingegeben, der einen befruchtend einem erhält. . . .

So sehe ich Laotse sein Reich verlassen und ich feiere seinen Abgang in innerlicher Stille und grenzenloser Ehrfurcht. Lebendig und anspornend dringt heute sein Wesen durch die Jahrtausende zu mir. Und mich lehrt sein Beispiel: Wenn ich dem Äußerlichen verloren gehe, — ich habe mich nur noch mehr. Ich erlange immer mehr den Anschluß. — Schon kenne ich seine Macht — jenes rätselhaft Sichernde, das schon in mir war, ohne daß ich es kannte. Nun aber weiß mein Gefühl (wenigstens in gnadenvollen Stunden): ich habe Tao — ich ertaste den Anschluß in mir. Riva, im April 1911.

Abendglück / von Karl Berger.

Noch ward
Am klaren Abend
Der weitschauenden Wolke
Die schönste Glut.
Die feine Sichel aber stand
Darüber schon,
Warf ins verzauberte Nachtgewölk
Grünlichen Schein.
Indeß um die Stirne
Kühle Winde mir bliesen
Kein Ende sah ich
Im Wandel der Pracht.

Gewitter / von Hugo Neugebauer.

1.

Das Pferd hatte nicht aus dem Stalle wollen. Die Vorderbeine eingestemmt, stand es mit gedehntem Halse und ängstlichen Augen, schnaubend. Und als dem Knechte gelungen war, es hinauszuzerren, da war es so unruhig, daß der Knecht den Herrn mahnen mußte, nicht länger zu zögern.

„Du kommst mir nicht heil zurück, irgendetwas wird dir zustoßen."

Sie liebte ihren Mann nicht; dennoch warnte sie ihn. Sie hätte jeden gewarnt, ihre große Angst trieb sie dazu an:

„Ich habe eine Ahnung, Alfred. Heute nacht —"

„Hattest du einen Traum. Du träumtest — was war es doch gleich? — Blut auf meine Hände."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nun, dann auf mein Gesicht. Auf meine Nase, nicht wahr? Meine Nase beblutete deinen Traum. Gestern stürzte mir Blut aus der Nase. Deine Einbildung ist lahm, Adelheid, kein Wunder, daß deine Träume hinken. Sie hinken den wirklichen Dingen nach. Das ist so natürlich und hat nicht mehr zu bedeuten als ein Schatte oder Widerhall."

Der Herr wandte sich, seine Stimme verriet Mißvergnügen:

„Du da, Georg? Bist du noch immer da? Ich glaubte, du wärest abgereist. Wolltest du nicht reisen, schon gestern?"

„Gewiß, Bruder, aber ich habe mir's überlegt, ich bleibe noch."

„Wie lange noch, Georg? Deine Arbeiter werden dich vermissen. Jetzt müssen doch bald die Sprenglöcher gebohrt werden. Da darfst du nicht fehlen."

„Ich habe einen tüchtigen Aufseher, Alfred."

„Auch ich habe einen Schaffer, dennoch seh ich selber nach."

„Herr, wird's bald?" herrschte der Knecht. „Wenn Sie nicht bald kommen, haut mir das Pferd über die Deichsel."

„Darum wär es wirklich besser, du führest ab."

„Ich warte lieber noch, Alfred."

„Worauf denn?" brauste der Herr auf.

„Bis das Gewitter vorüber ist."

Der Herr warf ihm einen bösen Blick zu, küßte die Frau auf die Wange und sprang in den Wagen:

„Und du, daß mir das nicht noch einmal vorkommt, Adelheid! Die Leute müssen ihr Vesperbrot um vier Uhr auf dem Felde haben, verstanden?"

„Ja, Alfred."

Er lehnte sich zurück und der Wagen rollte durchs Hoftor.

2.

„Adelheid!"

Sie wandte sich und sah dem Schwager erschrocken in die Augen:

„Was hast du, Georg?"

„Ich? — Nichts. Aber du?"

„Nichts, das ich wüßte."

„So? Ich weiß aber."

„Was weißt du denn?"

Sie waren in den halbdunkeln Hausflur getreten und Georg hatte die Türe hinter sich zugezogen:

„Daß ich dich liebe, Adelheid!"

„Laß mich, du, ich —"

„Was? — Du hassest mich wohl? — Sag, daß du mich hassest!"

„Laß mich, sag ich, oder es geschieht ein Unglück."

Er hatte sie an sich gerissen und das Gesicht in ihre vollen, dichten Haare gedrückt. Sie zwängte die Arme zwischen seine und ihre Brust. Beide keuchten. —

„Lazarus!"

„Gnädige Frau?"

„Was machst du da?"

„Ich hockte hinter dem Haferkasten und schlief."

„Mit offenen Augen wie ein Hase, nicht wahr?"

Georg hatte sie losgelassen und fuhr sich mit dem Ärmel über die schweißtriefende Stirn. Lazarus lachte:

„Das war Ihnen nicht recht, nicht wahr, daß ich das gesehen

habe? Aber seien Sie ganz ruhig, ich — kann schweigen. Wer so viel hat hinunterwürgen müssen wie ich, die dreißig Jahre her, dem fällt das Schweigen nicht schwer. Ich kann schweigen und ich will es auch. Denn ich weiß, Sie werden mirs danken."

„Wie meinst du das, Lazarus?"

„Nun, Sie werden ja sehen, wie ich das meine, gnädige Frau."

„Du machst mir Angst."

„Nicht mehr als Sie selber haben. Sie sind schwach, zu schwach, gnädige Frau, Sie sollten mehr Mut haben."

„Hast du denn Mut, Lazarus?"

„Ich hätte Mut für zehn Männer, wenn Sie mir Mut machen wollten. Aber weil ich Sie so mutlos sehe, haben zehn Weiber mehr Mut als ich. Darum leide ich alles und tue nichts."

„Adelheid! Ist der Mensch verrückt?"

„O nein, Herr, ich bin bei Sinnen. Das wäre schlimm, wenn ich plötzlich verrückt würde, denn dann könnt ich schwatzen. Ich will aber nicht schwatzen, weil ich ihn hasse, viel mehr als er mich. Er darf seinen Zorn an mir auslassen, weil er der Herr ist, ich aber muß alles schlucken: das lädt, Herr, das lädt!"

„Lazarus, ich bitte dich, haß ihn nicht so, tu's nicht, tu's mir zuliebe nicht."

Er sah sie groß an:

„Ihnen zuliebe ihn nicht hassen? — Ja, wissen Sie denn, was Sie von mir verlangen?"

„Nichts verlang ich von dir als daß du ihn nicht hassest und — uns nicht verrätst. Jetzt geh."

„Nicht eher, als Sie alles wissen."

„Lazarus!"

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bin ja nicht von Sinnen. Ich werde nichts sagen, was Sie erschrecken könnte."

„Bist du dessen so gewiß?"

„Ja. Also hören Sie: er betrügt Sie mit der Stallmagd."

„O pfui!"

„Mit der Anna. Er schleicht ihr nach in den Stall, auf den

Heuboden, in die Scheune, wenn's dunkelt."

„Das ist nicht wahr."

„Einmal stak ich im Heu dicht hinter ihnen und beobachtete sie. Sie glaubten sich allein, ich aber stak hinter ihnen und sah alles. Am nächsten Abend wiederholte sich das Schauspiel. Das war gestern. Wenn Sie sich heute abends mit mir im Heu verstecken wollten, könnten Sie sich mit eigenen Augen davon überzeugen."

„Adelheid, was erlaubt sich der Mensch?"

„Nichts Unschickliches, Herr, nichts Unschickliches!"

„Ist das wahr?"

„Ja, gnädige Frau, bei meiner Seele!" —

„Dann steig in den Keller und hol uns eine Flasche Wein. Von dem schweren, alten. Ins Gartenhaus, hörst du?"

3.

Der Wagen rollte durchs Tor an den Holzstößen vorbei:

„Teufel, das rüttelt!"

„Wenn die Seele nicht so fest säße, nicht wahr, Herr?"

„Meiner Treu, Martin. Und das Lärchenholz riecht."

„Frisches Holz, Herr."

„Ein Lerchenlied für die Nase, Martin, das Schwanenlied der Waldlärche."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr. Sie schwatzen oft so tolles Zeug zusammen, besonders wenn Sie getrunken haben, daß jemand, der kein Schriftgelehrter und Pfarrisäer ist, Sie absolut nicht verstehen kann. Sie nehmen mir's doch nicht übel, Herr? Ich bin eine alte, ehrliche Haut."

„Ich bin aber nicht betrunken, Martin. Heute ist die Welt betrunken."

Der Wagen rumpelte, das Pferd schnaubte.

„Die Sonne hat das Holz angezündet, Martin, es brennt mit einer riechbaren Flamme."

„Ich schmeck das Feuer nur, wenn es raucht, Herr."

„Du hast eine ganz gemeine Nase, Martin. Hat deine Mutter nicht Lumpen gesammelt in der Stadt? Kein Wunder, daß du mit

abgestumpfter Nase zur Welt gekommen bist. Ich aber bin hochwohlgeboren und empfindsam benast. Ich wittere brennende Lärchentränen meilenweit, besonders von weiblichen Lärchen."

„Sie sind ein Narr, verzeihen Sie mir die Treuherzigkeit, Herr."

„Kerl, halt's Maul, sonst schmeiß ich dich vom Kutschbock."

„Dann will ich lieber absteigen."

„Wirst du wohl sitzen bleiben?"

„Tätärätätätüh!"

Ein zerlumpter Mensch, der unter der Linde am Kirchhof gesessen hatte, kam dem Gespann entgegengerannt und schlenkerte heftig mit den Armen. Das Pferd stutzte und scheute. Martin zog die Zügel straff an.

„Was gibt's?" fragte ärgerlich der Herr.

„Kaspar der Schalk, Herr. Der verfluchte Kerl scheucht mir das Roß. Willst du wohl ausweichen, du?"

Er drohte mit der Peitsche. Der Schalk gehorchte, näherte sich mit unterwürfiger Gebärde dem Wagenschlag und hielt dem Herrn seinen alten durchschwitzten Filzhut hin:

„Bitt schön, gnädiger Herr!"

„Ich will heute gnädig sein, wenn du mich ein Stück begleiten willst."

„Hollah, das ist fein!"

„Halt, so war's nicht gemeint, Kasperle. Herlaufen sollst du neben mir, versteht sich."

„Meinethalben, wie ein Hund." Er grinste.

„Woher kommst du, Kaspar?"

„Aus dem Grabe, Herr, von der toten Anna, die ich so lieb hatte, als sie noch lebte, versteht sich."

„Was macht die Anna, Kaspar?"

„Sie liegt auf der faulen Haut, Herr, und gibt sich aus."

„Wofür gibt sie sich denn aus, Kaspar?"

„Für eine Gewürzkrämerin, Herr."

Der Herr lachte:

„Pfui, Kaspar, sie war doch das bravste Mädel im Dorf."

„Als sie noch lebte, stand sie im besten Geruche; nun aber ist es ruchbar, daß sie ausgeblüht hat."

„O du Schalk! — Aber, um davon abzukommen, du saßest doch unter der Linde?"

„Ja, und ließ mir die Ohren vollsummen von den Bienen."

„Was summen denn die Bienen, Kaspar?"

„Die alte Geschichte!"

„Welche Geschichte, Kaspar?"

„Nun, von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus, Herr."

„Schon gut. Und die Linde duftete, nicht wahr?"

„Ja, und räucherte die Gräber aus, die inwendig zwar schön zu schauen, auswendig aber voller Moder und Knochen sind."

„Umgekehrt, Kaspar, umgekehrt."

„Richtig, Herr, umgekehrt ist auch gefahren."

„Soll ich umkehren, Herr?" fragte Martin: „Es wäre besser."

„Halt's Maul, du!"

„Geben Sie jetzt das Trinkgeld, gnädiger Herr, für jeden Spaß einen Sechser. Es ist mir zu heiß hier. Ich will mir einen Rausch ansaufen und dann wieder zur Anna ins Grab steigen. Dort hab ich's hübsch kühl. Mit Lindenbluft will ich die garstigen Gerüche überduften. Sie wird sich freuen, die Anna. Als sie noch lebte, mochte sie mich nicht. Jetzt aber mag sie mich wohl, weil kein anderer sie mag. Ich will meinen Rausch bei ihr ausschlafen."

„Da hast du dein Trinkgeld, Kaspar, und pack dich zum Teufel! Mir wird ganz übel von deinen Späßen."

„Noch einen Sechser, Herr!"

„Da! und jetzt lauf!"

Der Wagen war eine Weile auf der geschotterten Landstraße hingefahren, jetzt bog er in den Weg ein, der durch die Felder zum Walde führte. Es holperte wieder empfindlich. Der Herr hatte sich zurückgelehnt und blinzte durch die halb geschlossenen Lider den Himmel an.

„Du, Martin, wenn jetzt wer den Himmel mit einem Schwengel schlüge, ich glaube, es gäbe einen Ton."

„Und wenn es einen gäbe, hören könnt ich ihn nicht. Mir brummt der Schädel wie ein Bienenschwarm."

„Es ist entsetzlich schwül, Martin."

4.

Der Wind stockte, desto heftiger ging der Atem der Menschen und Tiere. Es war ein unheimlicher Kampf des Sturmes in den Lungen mit der Windstille. Der Schweiß brach aus allen Poren von dem Kampfe und rann überall spürbar über die Haut. Alle Stirnen und Schläfen brannten wie von Fiebernden. Die Augen auch der Gesunden erstarrten merklich und nahmen einen irren Ausdruck an. Harmlose Menschen hatten verbrecherische Anwandlungen und ruhende Hände gebärdeten sich hinterkopfs selbsttätig. Fast jedermann hatte das Gefühl, von was Feindseligem umgeben zu sein.

Hinter dem Waldgebirge lauerte das Gewitter. Man sah es zwar noch nicht, aber es war schon da und ganz nahe. Auf den Feldern plagten sich die Taglöhner des Herrn. Der Herr hatte befohlen, sie sollten alles einführen, noch heute. Der hatte leicht befehlen! — Bei der Schwüle! Wo sie nach jedem Wurf von den Fuhren zu den Krügen laufen mußten! An die dreißig Kinder waren ununterbrochen von den Feldern zum Brunnen und vom Brunnen zu den Feldern mit Krügen unterwegs. Dennoch hörte man viel Geschrei über leergetrunkene Krüge.

Beim Walde war man besonders fleißig. Dort standen zwei Paar Pferde vor den Erntewagen, die schüttelten und rüttelten sich in den knirschenden und klappernden Geschirren, schwenkten die Schweife, warfen die Köpfe herum und hinum, scharrten und stampften, rissen an den brüchigen Zügeln und blankgescheuerten Halskappen und wetzten die geschwollenen Flanken an den blutigen Deichseln. Knaben und Mädchen scheuchten die lästigen Bremsen mit Erlenzweigen, aber sie kamen allemal wieder und soffen sich Roßbluträusche an.

„Sie haben großen Durst bei der Hitze", entschuldigte sie Jonathan.

„Ja, aber das Blut ist heiß und macht noch mehr Durst", meinte Balthasar.

„Vorwärts!" befahl Thomas, der Taglöhner. Er hatte zwar

kein Recht zu befehlen, aber er befahl dennoch. „Vorwärts, Leut, ein Wetter kommt! Auch heißt's, die Rösser vom Wald wegbringen, sonst haut sich noch eins ein Bein entzwei beim Ausschlagen!"

Sie packten tüchtig zu beim Aufladen. Balthasar auf der Fuhr war krebsrot im Gesicht, schwitzte und roch abscheulich.

„Hoiho — Hop!"

Sie trugen alle Lederhosen und Holzpantoffel, nur die Knechte auf den Wagen hatten Bastschuhe an. Über die sonngebräunten Unterarme hatten sie grellfarbene Strümpfe gezogen zum Schutz vor den Grannen, ihre Lider waren entzündet, ihre schwieligen Hände zerkratzt und aufgesprungen.

Am Waldesrand hatten Jungen Feuer angezündet, deren Rauch die Bremsen vertreiben sollte. Die Bremsen flogen von den Feuern weg auf die Zugtiere zu. Die kräftigsten, die ausdauernden, stürzten sich auf die Ochsen und bohrten sich durch die dicke Rindshaut langsam durch, dann sogen sie ungestört, denn die Ochsen waren zu faul, sie zu scheuchen. Mit geschlossenen Augen standen sie wiederkäuend, während sich die dicken Bremsen kopfab in ihre Bäuche und Rücken verbissen, sogen und schwollen.

Die Stallmägde des Herrn hatten sich von der Arbeit weggestohlen:

„Laßt die Mannsbilder schuften", hatte die Anna gesagt. „Wir wollen baden gehen."

Der Vorschlag gefiel. Sie gingen miteinander zum Haberteiche, den der Förster die Haberlache umgetauft hatte. Ringsum wuchs hohes und scharfes Schilfgras und ließ in der Mitte einen trüben Tümpel frei. Unter den Erlen auf dem Damme entkleideten sich die Mägde und auf einem fuhrbreiten Wege, den die Knechte den Pferden durchs Schilficht gerodet hatten, stiegen sie in den Teich.

Jokel hatte sie beobachtet. Mit einem Grastuche voll Zapfen war er aus dem Walde gekommen und hatte sich in ein Erlengebüsch verkrochen:

Wartet nur, dachte sich der Jokel, ihr sollt mich noch einmal einen grünen Jungen schimpfen!

Er blickte um sich: kein Mensch in der Nähe. Nur ein Wiesel

lugte aus seinem Baue und fuhr pfauchend zurück, als es den Jokel erblickte. Mit zitternden Händen band er das Grastuch auf und schüttete die Zapfen auf die Erde. Dann schlich er sich gebückt und vorsichtig um sich spähend auf den Damm, raffte, hinter den Erlen versteckt, die Kleider der Mägde zusammen, stopfte sie in das Grastuch, band es fest zu, warf es über den Rücken und lief, was er laufen konnte.

Die Mäge hatten nichts gemerkt. Lachend und scherzend tauchten sie einander unter oder bespritzten sich gegenseitig mit dem schlammigen Wasser. So trieben sie's eine geraume Weile. Auf einmal rief die Thilda:

„Herr Jesus, der Schaffer!"

Richtig, da war er schon. Zornrot kam er dahergehumpelt und schwang drohend den Stock:

„O ihr verfluchten, gottverdammten Weibsbilder! — Na wartet, ich will euch aufspielen zum Tanz! — Heraus! — Heraus! — Heraus!"

Er brüllte so fürchterlich, daß ihm die Adern an Hals und Schläfen bis zum Platzen schwollen. Kreischend und heulend sprangen die Mägde aus dem Wasser und rannten auf den Platz zu, wo sie ihre Kleider gelassen hatten: — leer!

„Jes' Mar' 'nd Joseph!" rief händeringend die Gret: „Weg, all's weg! — Und da ist er schon!"

Der Schaffer kam den Dammweg herunter, keuchend, schwitzend, fluchend: „Ich — komm schon — komm schon!"

„Mädeln!" schrie die Anna, „her zu mir!"

Sie drängten sich um sie mit verzweifelten Blicken, die Hände an die Schläfen gepreßt.

„Mädeln!"

Sie blickten sie erwartungsvoll an. Sie redete hastig und nachdrücklich auf sie ein und begleitete ihre Worte mit feurigen Blicken und heftigen Gebärden.

„Na wartet, ich werd euch —!"

„Abgemacht?"

Sie kicherten und nickten, dabei warfen sie scharfe Seitenblicke

auf den Schaffer, der mühselig den Hang herunter auf den Damm gestiegen war. Jetzt blickte er wieder auf und kam pustend den Dammweg herangehumpelt. Mit gellendem Geschrei stoben die Mägde auseinander und drückten sich um ihn herum. Eh er sich dessen versah, hatten sie ihn gepackt und ihn den Damm hinunter in den Teich geworfen:

„Wart nur!" drohte ihm die Agnes spöttisch mit dem Stocke, den sie ihm entrissen hatte.

„Hülfe, Hülfe, Mord!" schrie der Schaffer. Er wälzte sich in dem zähen Teichschlamme, Gesicht und Hände vom scharfen Schilf zerschnitten.

Die Mägde sprangen den Damm hinab und rannten über die nasse Wiese wie besessen davon. —

5.

„Martin!"

Martin war eingenickt. Der Wagen rumpelte auf dem holprigen Feldwege und Martin schnarchte auf dem Kutschbock. Schnaubend und keuchend griff der Rappe aus.

„Martin, du, hörst du nicht? Mir wird so — übel!"

Rrcho! — Rrrcho!

„Mein Gott, mein Gott!"

Das Blut schoß ihm wie Feuer durch die Adern, seine Lippen waren eingetrocknet, die Zunge klebte ihm am Gaumen, enger und fester schraubte sich ihm ein eiserner Reifen um Stirn, Schläfen und Hinterhaupt. Er hatte sich Weste und Kragen aufgerissen und rang dennoch nach Atem. Ängstlich blickte er um sich: über dem Waldgebirge erhob sich drohend eine Wetterwolke. Sie sah aus wie der Kopf eines Ungeheuers. Der Herr erschrak:

„Dort, dort, siehst du, Martin?"

Der Herr streckte die Hand aus und winkte. Er winkte um Hilfe, aber das Ungetüm bezog den Wink auf sich und schob langsam den bleifarbenen Leib nach. — Jetzt sah der Herr ganz deutlich, wie es das plumpe, zahnlose Maul aufriß, um den weißglühenden Sonnen-

klumpen zu verschlucken. Eine wilde Freude raste mit prallenden Hammerschlägen durch sein Herz:

„Ha!"

Er hatte sich aufgereckt, aber schon verließ ihn die Kraft und geblendet von dem Blick, den er nach der Sonne geworfen, sank er auf seinen Sitz zurück:

„Martin! — Adelheid, Lazarus — laßt mich —!"

Die Hände des Herrn fielen schlaff herab, sein Oberkörper neigte sich zur Seite. Der Kutscher schnarchte weiter. Mit unheimlicher Geschwindigkeit verbreitete sich die Wetterwolke über den Himmel.

6.

Auf dem Felde unter dem Walde erscholl wildes Geschrei: stöhnend warfen sich die Gäule ins Zeug und brachen in die Knie.

„Zu hoch geladen!" schrie Thomas, der Taglöhner. „Abladen, abladen, schmeißt ein paar Garben herunter, aber schnell!"

Ruprecht hieb auf die Pferde ein.

„Vieh du!" Thomas riß ihm die Peitsche aus der Hand und schlug ihm den Stiel an den Kopf. Ruprecht griff dem Alten nach der Gurgel.

„Auseinander!" schrie Balthasar. „Seht ihr denn nicht? Das Wetter!"

Es blitzte und krachte knatternd. Alle bekreuzten sich.

„Herr Jesus, jetzt hat's eingeschlagen!" rief der alte Benno.

„Fort, fort, schaut, daß ihr fortkommt!"

Jonathan war auf den Wagen gestiegen und hatte ein paar Garben hinuntergeworfen.

„Ausweichen, ausweichen!" schrie es auf einmal vom Walde her. Sie sprangen zur Seite: querfeldein kam mit erhobenem Schweife und gesträubter Mähne der Rappe dahergesprengt, der Kutschbock war leer und im Wagen — wer war im Wagen? — Sie waren alle so erschrocken, keiner hatte gesehen, ob jemand im Wagen gesessen hatte! —

„Hurtig, Jungen, ihm nach! Der Herr —! Das Pferd ist durchgegangen!"

Thomas schrie's, aber niemand kehrte sich an sein Geschrei:

„Balthasar!"

Der Knecht grinste.

„So renn doch, du Vieh! Soll ich denn, ich alter Mann —?"

„Was geht's mich an, Thomas? Der Herr! — Hol ihn der Teufel!"

„Daß dich Gott —!"

„Hol ihn der Teufel! sag ich noch einmal, und den Schaffer dazu! Verrecken soll das Aas!"

7.

„Jesus, was kommt da? 's ist der Rapp, unsers Herren Rapp!"

Hinter der Brombeerhecke kauerten die Mägde.

„Ein Unglück!" stieß die Anna hervor. „Der Rapp ohne Martin und ohne Herrn mit dem leeren Wagen!"

„Mädeln", schrie die Trude, „dort im Graben liegt was!"

„Doch nicht —?"

Sie rannten hinzu:

„Jesus, er ist es wirklich!"

Im Graben lag der Leichnam des Herrn und glotzte die Mägde aus verglasten Augen an.

„Drück ihm die Augen zu!" sagte die Agnes und stieß die Trude in die Hüfte.

„Tu du 's", wich die Trude aus, „mir grauft vor ihm."

Aber auch der Agnes grauste vor dem Leichnam des Herrn und der Grete und der Thilda nicht minder. Die Anna mußt es tun. Allemal tat die Anna, wovor den andern grauste. Sie drückte dem Herrn die Augen zu:

„Hu, wie kalt er sich anfühlt! — Und war doch einmal so heiß!"

„Das weißt du!" höhnte die Agnes.

„Ja, ich weiß es, denn mich hatte der Herr lieb!"

„Das ist nicht wahr!" kreischte die Agnes. „Mich, mich hatte er lieb!"

„Nein, mich!" schrie die Trude. „Mich hatte er am liebsten."

„Schäm dich!" schrie die Agnes der Trude zu.

„Warum?" fragte ruhig und bedeutsam die Anna. „Warum soll

sie sich denn schämen? Keine braucht sich zu schämen, wir sind ja nackt alle fünf!"

Sie lachten laut auf in das Rollen des Donners. Beim Schein der Blitze blickten sie einander an und lachten ihrer Nacktheit und freuten sich heimlich ihrer.

Nur die Anna lachte nicht mit. Starr blickte sie auf den Leichnam:

„O du, zu früh bist du gestorben! Wir hätten noch manche Lust tauschen mögen, denn so gab sich mir keiner, so nahm mich niemand wie du! Wie töricht doch das Sterben ist!"

So hätte sie gedacht, wenn sie das hätte denken können, was sie tierisch dumpf empfand, was sich austoben sollte auf zerwühlter Laubstreu im Walde.

8.

„Mit der Reitpeitsche, nicht wahr?"

„Meiner Seel. Weil ich den Braunen zu locker gesattelt hatte. In derselben Nacht ritt er das Roß zuschanden."

„Wo ritt er denn hin?"

„Ins Polnische."

„Auf Wallfahrt?"

„Ja, gnädige Frau. Er wollte wallfahrten zur Muttergottes im Elend um Kinder. Unterwegs ward er hitzig, stieg im Krug zum Halfter ab und trank sich einen Branntweinrausch an. Als er zubette gehen wollte, verirrte sich der Arme."

„Aha!"

„Ja, Herr, Sie verstehen mich schon."

„Und einmal stieß er mit dem Sporn nach dir."

„Ja gnädige Frau, daß mir das Blut durch Strumpf und Hose sickerte."

Lazarus fuhr fort, die Sünden des Herrn aufzuzählen, und je schwerer die Sünden waren, desto leichter ward es der Frau ums Herz.

„Ist der Schaffer noch nicht zurück, Lazarus?"

„Nein, gnädige Frau, aber das hat nichts zu bedeuten."

Es blitzte und krachte knatternd. Die Frau und Lazarus bekreuzten sich. Sie war kreideweiß geworden.

„Liebe Adelheid."

„Bitt dich, nenn mich nicht so, du! — Lazarus, lauf, schau nach dem Herrn aus! — Nein, warte: bring eher die geweihte Kerze, es wird so dunkel! Die geweihte, hörst du? Du weißt doch, wo ich sie habe?"

„Ja, ja".

Lazarus ging hinaus. Als er die Tür des Gartenhauses aufstieß, blitzte es taghell herein. Mit dem Donner fiel die Tür ins Schloß. Es war wieder dunkel.

„Nenn mich nicht so, Georg, ich weiß doch, wie du das meinst."

„Ich mein es ehrlich, Adelheid. Ich liebe dich anständiger als mein Bruder."

„Gott, was du sagst, Georg, was für gotteslästerliche Reden du führst!

Sie sah ihn groß und ängstlich an, die Hand aufs Herz gepreßt. Es blitzte wieder taghell und beleuchtete den Tisch mit den welkenden Blumen und dem vergossenen Wein. Es donnerte prasselnd.

„Gott verzeih mir die Sünde!"

Sie räumte hastig ab. Als sie Gläser und Flasche forttrug, blitzte es wieder auf und sie erblickte im gegenüberliegenden Spiegel ihr blasses Gesicht mit dunkel umrandeten Augen, vom zerrütteten Haar beschattet:

„Gott, wie seh ich aus!"

Mit donnerndem Krach verschwand ihr Bild im Spiegel. Sie ließ Flasche und Gläser fallen, daß sie klirrend am Boden zerschellten. Im nämlichen Augenblicke kehrte Lazarus zurück, stellte den Leuchter auf den Tisch und zündete das Wachslicht an.

„Lazarus", rief erschrocken die Frau, „was hast du getan?! Das ist ja die Totenkerze!"

„Ja, das ist die Kerze, die unserm seligen Vater hinunterleuchtete. Warum erschrecken Sie, gnädige Frau? Wir alle müssen einmal sterben."

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Warum sehen Sie mich so an, gnädige Frau? — War es

nicht recht, daß ich Sie daran erinnert habe? Nämlich daran, daß Alfreds Vater auch der meine war? — Hätt ich ihn etwa verläugnen sollen, wie er mich verläugnete? Er schämte sich meiner, ich aber bin stolz auf ihn. Und dieser Stolz, gnädige Frau, eben dieser Stolz ist es, was mir Alfred nicht verzeihen kann."

„Mein Gott, mein Gott, wenn er nur heil zurückkäme! — Ich habe so große Angst. — Lauf, Lazarus, lauf und schau nach dem Herrn aus!"

„Ich gehe schon".

Sie starrte in den flackernden Schein der Totenkerze und lauschte durch das Rauschen des Regens, das Rollen des Donners.

„Wenn nur bald wer käme mit Nachricht! Das Herz klopft mir zum Halse herauf."

„Das meine ist ganz ruhig, Adelheid. Mir ist gar nicht bange um Alfred."

Er ergriff den Leuchter und steckte sich an der flackernden Totenkerze eine Zigarre in Brand.

„Georg!"

„Aergert dich das, Adelheid? — Verletzt es dein religiöses Gefühl, ha? — Komm her zu mir, setz dich auf meinen Schoß."

Er griff nach ihren kalten Händen. Sie trat zurück und blickte ihn zornig an. Er lächelte kalt:

„Fürchterlich!" spottete er. „Sagtest du mir nicht soeben — verzeih, du sagtest es nicht, du tatest's — liebtest du mich nicht soeben und schon — hassest du mich? — Wie wetterwendisch ihr seid, ihr Weiber, gewitterwendisch wollt ich sagen. Gewappnet mit dem Zorne des Himmels, trat Adelheid vor ihn und blitzte ihn nieder mit Blicken. Großartig, nicht wahr?"

Die Tür ward aufgerissen und Lazarus trat regentriefend ein. Er blickte bleich und verstört und seine Lippen zuckten, seine dunkeln Augen funkelten:

„Er ist tot."

„Jesus, der Herr?" schrie Adelheid auf.

„Nein, Martin der Kutscher. Bei der Rotbuche am Waldes-

rand warf ihn ein Blitzstrahl vom Bock. Von der Buche sprang der Strahl auf den Bock und erschlug den Kutscher."

„Und der Herr, Lazarus, der Herr?"

„Das Pferd scheute und rannte mit dem Wagen davon die Kreuz und die Quer in wilder Hast, rannte mit dem leeren Wagen durchs Hoftor. Am Torpflock sprang ein Rad ab, der Wagen prallte an den Torpfosten und zerschellte."

„Und der Herr?"

„Von ihm hab ich nichts gehört." —

Sie zauderte eine Weile, dann sagte sie mit fester Stimme:

„Lazarus, begleite mich, wir wollen ihn suchen gehn."

„Aber Adelheid —!"

„Laß mich, Georg, das ist meine Pflicht."

„So will ich dich begleiten."

„Georg, das darfst du nicht!"

„Darf nicht? Warum?"

„Weil mir deine Nähe fürchterlich wäre. Ich glaube, wenn Alfred noch lebte und dich erblickte, er müßte sterben, Georg."

Georg lachte gezwungen.

„Nun, gnädige Frau, gehen wir?"

Lazarus Stimme zitterte kaum merklich.

„Ja, Lazarus." —

„Adelheid!"

„Georg?"

Er erschrak vor ihrem festen, kalt abweisenden Blicke:

„Geh, geh nur!" stieß er hervor. —

9.

Ein paar Schritte abseits der Stelle, wo der Feldweg von der Landstraße abbog, hatten sie des Rappen Hufspur bald gefunden und folgten ihr feldeinwärts. Ein kurzer Platzregen hatte die Fluren erquickt, über dem Waldgebirge stand die Abendsonne, grollend verzog sich das Gewitter gen Morgen. Schweigend und die Blicke zuboden gesenkt schritten die beiden nebeneinander her. Auf einmal blieb die Frau stehen:

„Horch, was ist das?"

Von der Landstraße her erschollen rasch nacheinander die scharfen Hufschläge eines galoppierenden Pferdes. Lazarus fühlte die Hand der Frau auf seiner Achsel, ihr Haar an seinem bloßen Halse. Er wandte den Kopf: noch im Schatten der Gewitterwolke schimmerte was Weißes:

„Georgs Schimmel, gnädige Frau. Ihr Ritter reitet nachhause."

Schnitterspruch / von Richard Smekal.

Ich mäh den Grund
Von früh bis spat,
Den goldigen Wiesengrund,
Den roten Mohn und die dunkle Rad,
Die grüne, sommerjunge Saat
Und mäh mir die Hände wund.
Jetzt kommt ein Feld Vergißmeinnicht,
Mein scharfer Schnitt geht mittendrein,
Vergangenes soll vergessen sein,
Ich hör nur, was die Stunde spricht
Und die sagt: mäh den weiten Grund
Von früh bis spat,
Vielleicht wird dann dein Herz gesund,
Wenn's nach der Arbeit Ruhe hat.

Brixner Chronik VIII. (Phantasie in den Hundstagen.)

Es liegt innerhalb der Mauern Brixens eine ausgedörrte Steppe, die man „Domplatz" nennt. Sie wird fast ausschließlich von Säuglingen und raufenden Kindern bewohnt. Manchmal kommt einer der vielen schwarzen Männer, die ringsum wohnen, über den Platz; dann stürzt eine Schar von unheimlich schmutzigen verwahrlosten Rangen auf den Pilger zu, die Kindlein putzen die immertriefenden Näschen an den geweihten Händen, und der Mann quittiert die Ehre mit einem Nicken des Kopfes und einer Bewegung seiner Hände nach rückwärts, eine bestimmte Stelle seines ölglatten Talares streichelnd.

Idealisten glaubten einmal, daß an solchen Orten noch Blumen blühen könnten. Und sie setzten Zäune ringsum in der törichten Hoffnung, daß zum allermindesten grünes Gras da wachsen müßte. Doch sie haben sich getäuscht. Die Idylle ist längst zertreten. . .

Es war in den Hundstagen, an einem Sonntag vormittags. Da standen ein paar Männer in einer Baumoase dieser Sandwüste. Die himmlische und irdische Trockenheit aber hatte selbst die Frische ihrer Gedanken versengt, und sie phantasierten also:

Der erste tat den Mund auf und sprach: „Die Hitze ist so unerträglich groß geworden; vielleicht wird der Ortsvorsteher im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt es verbieten, daß die Bürger schwarze Kleider tragen."

Der Umstürzler aber zuckte die Achseln und sagte: „Es würde von keinem Vorteil sein, der üble Geruch wird dennoch bleiben."

Und eine Zeit lang schwiegen sie. Dann erhob der zweite seine Stimme und redete voll Hoffnung: „Die Wasser von Lourdes sind kühl, bald werden unsre Brüder wiederum dorthin pilgern und ihre vertrockneten Augen werden sehend werden und Wunder schauen."

Der Zweifler aber warf ein: „Selbst wenn sie sehend würden, würden doch ihre Ohren nicht hören. Denn ihnen ist der Ritus der täglichen Waschungen fremd und so liegt zu viel Staub der Zeit über ihrem Gehör." — Die Idealisten schwiegen.

Nach einer Weile aber zog einer von ihnen einen Fetzen bräunlichen Papieres aus einer Falte seiner Kleider. Er entschuldigte sich: Die Sache sei schon alt. Nr. 81 der Brixner Chronik vom 8. Juli 1911. Aber die Hitze schläfere selbst die radikalsten Gedanken ein. Und er las:

Die neue Papierfabrik bei Brixen.

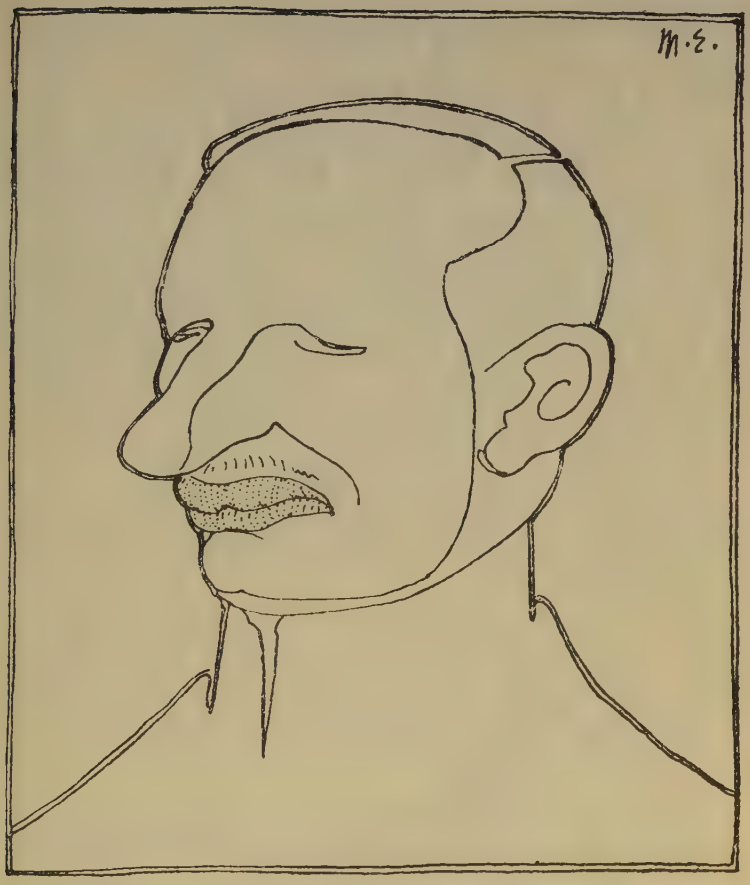
Man mag darüber verschiedener Ansicht sein, ob die Anlage von Fabriken vom volkswirtschaftlichen oder religiösen Standpunkt aus von Nutzen sei. Besonders gegen die in der Nähe von Brixen, in der Mahr, geplante Errichtung einer Papierfabrik sind aber die verschiedensten Bedenken geltend gemacht worden.

Die religiösen Einwendungen sind bereits seinerzeit in einer großangelegten Debatte im Kath.-polit. Kasino glänzend widerlegt worden, indem der Vorsitzende dieser Reunion, Msgr. Prof. Dr. Sigmund Waitz, mit Recht darauf hinwies, daß die Werbekraft der christlichen Grundsätze so sieghaft ist, daß . . .

Er zögerte einen Augenblick und schien sich offenbar an den beiden „daß" und dem einen „ist" zu stoßen. Dann aber fuhr er fort: „daß . . .

sie auch bei der nun einmal durch die Schaffung von Großunternehmungen geschaffenen neuen Wirtschaftslage großartige Erfolge erringen können, soferne der Klerus die neuen sozialen Aufgaben nur richtig erfasse.

(gez. von Max v. Esterle.)



Pacificus Kaßlatterer
vulgo
Dr. Oskar Friedrich Luchner.

Der Leser schwieg und der Nörgler nahm gähnend das Blatt aus den Händen seines Freundes und wandte es um: „H. R. o, der infolge von landesüblicher Hitze gewaschene Hebräer!" Der Mann war Antisemit auch nach einer Bekehrung. Er hätte nun auch gerne noch Näheres über die Zweiteilung der Volkswirtschaft in einen eigentlich volkswirtschaftlichen Standpunkt und einen uneigentlichen, den religiösen, erfahren, er wollte jedoch nicht provozieren und schwieg.

Da ging ein Fremdling vorüber mit einem roten Buch in der Hand. Der schlug drei Kreuze über seiner Brust und staunte den weißen Tempel an. Da aber fiel sein Blick auf die Menge, die an diesem Sonntag-Vormittage aus den Toren dieses Hauses kroch. Dieser eine Fremdling aber wandte seine Schritte und verhüllte in Entsetzen das Haupt. Denn — fürwahr — aus der schwarzen Oeffnung wälzte sich ein Haufen buntgekleideter Gestalten, und feierlich erregte Männer trugen Statuen aus Silber geschmiedet auf ihren Schultern. Von diesen geht die Sage, daß Regen über's Land komme, sobald die Priester die toten Knochen, die in den Bildnissen verwahrt liegen, durch die Straßen der Stadt trügen. Und fürwahr, seit einer Stunde stand eine schwarze drohende Wolke über den Bergen.

Da begannen die drei Männer wieder zu reden.

Der erste sprach ärgerlich: „Warum bringen sie die Silberpatzen immer erst dann, wenn es schon regnet. Wir beten nun schon den zweiten Monat um Regen vom Himmel. Sie hätten früher den Umzug halten sollen."

Der zweite aber rief: „Du bist töricht. Wie kann man das Wunder des Regens erwirken, bevor man weiß, wie die Säule des Barometers sich verhält oder das Zipperlein sich meldet. Solches vermögen nicht einmal die Zauberer und Propheten im Lande Afrika, und diese arbeiten doch mit den bösen Geistern im Bunde. Bedenke nur: Neunzig Silbergulden ist der Lohn dieser Zauberei. Um das Geld muß man was leisten."

Da hob der dritte beschwörend seine Arme, und Entsetzen stob aus seinem Munde: „Ihr seid Verleumder. Solches geschah kaum vor 2000 Jahren, als man den Göttern Opfer brachte. Wie könnt ihr heute davon reden, heute, da wir Christum bekennen?"

Während sie noch also gegeneinander sprachen, war die Wolke am Himmel fortgezogen, und die Sonne schien so heiß wie ehedem. Den Regen aber sah auch diesmal niemand. Nur eine dunstig schwere Wolke penetranter Wohlgerüche kroch dem Wege nach, den die fromme Schar gezogen.

Des Herrn Diener aber schwebten leichten Schrittes ihren kühlen Gemächern zu, die am Rande der Wüste lagen.

Die drei Freunde hinwiederum waren infolge der verruchten Hundstagshitze vollends blödsinnig geworden. Hartmann.

Achtung vor dem deutschen Dichterwort!

Unter dem ironischen Gesamttitel „Moderne Kultur" veröffentlicht der „Allg. Tir. Anzeiger" eine Artikelserie, die in ihrer jüngsten Auslassung „Warum ist die katholische Kirche gegen die Ehereform?" entschieden einen Gipfelpunkt dogmatischer Beweiskraft erklimmt. Man höre:

„Unsere letzte Darlegung zeigte klar, daß auf Grund der unverfälschten christlichen Weltanschauung an eine Lösung des Ehebundes im Sinne der modernen Ehereformer nicht gedacht werden kann. Nur Menschen, die mit dem Christentum gebrochen haben und sein Sittengesetz wie eine lästige Zwangsjacke fühlen, stürmen in unseren Tagen gegen die katholische Ehe und wollen in derselben gegenüber dem so lockeren Ehevertrag der anderen Konfessionen sogar eine Rückständigkeit erblicken. Das scheint nun allerdings so, als ob einer vom Standpunkte der Dauerhaftigkeit das dehnbare Gummiband dem goldenen festen Reife vorziehen möchte. Die katholische Ehe ist aber geradezu

eine soziale Wohltat für die Menschheit.

Die gewünschte Ehetrennung entspricht nämlich nicht der menschlichen Natur. Stellen wir uns nur Bräutigam und Braut bei der Trauung vor. Wie selbstverständlich ist es hier, daß gegenseitige Treue bis in den Tod gelobt wird. Wie entrüstet würde die Braut den Bräutigam beiseite stoßen, wenn er nur bedingungsweise oder nur auf fünf bis zehn Jahre Treue versprechen würde. Wie entrüstet würden die Anwesenden sein und was würden sie von einer Braut denken, welche sich solches gefallen ließe. Wie laut spricht hier das natürliche Gefühl gegen die Ehescheidung und wie wird die soviel besungene, von den Dichtern aller Völker gefeierte „Zeit der schönen Liebe" getrübt, ja wolkenumdüstert, wenn letztere eine Liebe auf Kündigung werden sollte.

Verhöhnung deutscher Dichterworte.

Wie spottet doch das Ehereformbestreben der herrlichen Poesie, womit der deutsche Dichterfürst F. Schiller die bräutliche Liebe schildert und er im „Liede von der Glocke" vom heranwachsenden Jüngling spricht:

Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen.
Der ersten Liebe goldne Zeit;
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O daß sie ewig grünen bliebe,

Die schöne Zeit der jungen Liebe.
— — — — — — — — — —
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.

So der Dichter.

Wirkt der Gedanke an die in ungewisser Zeit etwa folgende freiwillige Trennung und Neuverheiratung der in Liebe Schwelgenden nicht wie Mehltau auf des Mädchens Gemüt? Sagt doch der Dichter weiter:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben.
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
— — — — — — —"

So der Anzeiger. Womit glücklich bewiesen ist, daß selbst der goldene feste Reif Schillerscher Poesie, den sich bürgerliche Moraldozenten, wenn sie den Zitatterich bekommen, mit Vorliebe an den erregten Zeigefinger stecken, nicht immer von einem dehnbaren Gummiband zu unterscheiden ist. Doch möchte ich vorderhand noch annehmen, daß unser Dichterfürst den herrlichen Zweizeiler

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land

nicht auf den „Tir. Anzeiger", sondern wirklich auf einen „anonymen Fluß" gemünzt hat. Hingegen dürfte der regierende Geist des genannten Blattes ermächtigt sein, sich in dem bekannten Schiller'schen Poem vexiert zu fühlen:

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen
Sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

Der Anzeiger schreibe es getrost als Preisrätsel aus! Erster Preis ein Gratisabonnement. Zweiter Preis ein Flaschenangebinde mit der Etikette — ebenfalls von F. Schiller —:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf!

F.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.